



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Die Epochen der deutschen Geschichte

Haller, Johannes

Esslingen, 1959

Kleinstaat und Kleinbürgertum

[urn:nbn:de:hbz:466:1-83877](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-83877)

die habsburgischen Lande in Süddeutschland zu geschlossener Einheit abzurunden, haben unstreitig einen großen Zug. Aber in seiner ganzen Erscheinung wirkt er inmitten seiner deutschen Zeitgenossen wie der Pfau unter den Hühnern, und er ist denn auch gescheitert: seinem Unternehmen fehlte die tatsächliche Grundlage, es paßte nicht in die deutschen Zustände.

Wie eng und kleinlich sieht es vollends aus, wenn wir in das Innere der Territorien blicken! Da sehen wir die Herren Stände — Geistlichkeit, Ritterschaft, Städte — untereinander nicht eben sehr eng befreundet, jeder um seine eigenen Vorrechte vor allem bemüht, und alle nur darin einig, dem Landesherrn die Regierung möglichst zu erschweren und die Steuern zu verweigern. Hat der Fürst nur kleine Zwecke, so haben die Stände gar keine. Der Klerus denkt an seine Pfründen, die Ritterschaft an ihre Grundrenten, die Städter an ihr Handelsgeschäft — einen gemeinsamen Zweck, der sie einte und über sie selbst hinaushöbe, hat keiner. Sie sind sich Selbstzweck.

Dem entspricht das Bild des deutschen Menschen. Der kleine Staat, in dem er zu leben gezwungen ist, hat ihm den Horizont verengt. Er kennt nur eine kleine Welt, in der man sich vorsichtig bewegen muß und sich nicht zu gerade aufrichten kann, um nicht mit Füßen und Ellbogen oder mit dem Kopf anzustoßen. Große Ziele wird er nicht verfolgen, weil er weiß, daß er sie doch nicht würde erreichen können. Beleidigungen, Kränkungen draußen hinzunehmen, wird er sich früh gewöhnen müssen, weil niemand da ist, ihn wirksam zu schützen. Und die Umwege und verdeckten Pfade wird er lieber gehen als den geraden, offenen Weg, weil sie unter den gegebenen Verhältnissen immer noch die sicherern sind. Vor allem aber eines wird ihm fehlen: das freie Selbstbewußtsein, der natürliche Stolz auf das, was er ist und bleiben will. Diese Regungen kann er sich nicht erlauben, weil sie nur auf dem Grunde der Zugehörigkeit zu einem starken, geachteten und gefürchteten Gemeinwesen möglich und erlaubt sind.

Wer kennt nicht dieses Bild? Es ist uns oft genug vorgehalten worden, und niemand wird leugnen, daß es für ganze Jahrhunderte der Wahrheit entspricht. Man pflegt es gewöhnlich auf den Dreißigjährigen Krieg und seine Folgen zurückzuführen. Mit Unrecht: es ist vierhundert Jahre älter, es stammt schon aus dem 13. Jahrhundert und hat sich seitdem nur immer fester eingraben können.

Was für eine kümmerliche Rolle spielen doch seit dem Verschwinden des Kaisertums die Deutschen in der europäischen Geschichte! Wenn sie es versuchen, mit gepanzerter Faust in die große Politik einzugreifen — man denke etwa an die Romzüge Heinrichs VII. und Ludwigs des Bayern —, so ist ihnen im besten Fall ein ehrenvoller Mißerfolg beschieden nach krampfhaften Anstrengungen, die etwas Abenteuerliches an sich haben und mit ihrem Mißverhältnis von Kraftaufwand und Ergebnis im Grunde fast komisch wirken. Auch ihre Diplomatie zeigt immer aufs neue, daß sie auf der großen Bühne Europas nicht zu Hause sind: sie bewegen sich da recht linkisch und werden in der Regel benutzt, wenn nicht übers Ohr gehauen. Was für eine klägliche Figur macht doch gelegentlich selbst der klügste und weltkundigste der deutschen Fürsten, Kaiser Karl IV., wenn er einmal (1365) bei einem Besuch in der Provence, die ja noch offiziell zu »seinem« Königreich Burgund gehört, es gewagt hat, in »seiner« Hauptstadt Arles sich feierlich krönen zu lassen, und dann, als die Landesherrin, die Königin von Neapel, deswegen Protest einlegt, sich beeilt, sich zu entschuldigen mit der Versicherung, daß seine Krönung den Rechten der Königin keinen Eintrag tun solle! Und Karl IV. war immerhin vermöge seiner Klugheit ein Faktor der europäischen Politik, den man auch im Ausland ernst nahm. Anders als sein zweiter Nachfolger Ruprecht der Pfälzer, den die Venezianer und Florentiner auf ihre Kosten zum Romzug kommen ließen, aber vor Brescia schon wieder heimschickten, weil die Sache ihnen zu teuer wurde. Anders auch als Karls zweiter Sohn Siegmund, dessen »Romzug« ein geradezu groteskes und in seiner Ärmlichkeit beschämendes Schauspiel war. Von Mailand erst gedungen, dann un-

terwegs im Stich gelassen, ohne Truppen, ohne Geld, von der Stadt Siena verpflegt, von den Florentinern beinahe gefangen, schließlich durch skrupellosen Parteiwechsel mit Mühe befreit, hat er sich die Kaiserkrone geradezu erschlichen durch die Dienste, die er den italienischen Mächten leistete, die ihn überdies auch unterhalten mußten.

Wenn das am grünen Holz der Könige geschah, was kann man von dem dürren Reisig der kleinen und mittleren Landesfürsten erwarten! Sie kommen in ihrer Masse für die übrige Welt gar nicht in Betracht. Höchstens soweit sie mit ihren Untertanen Kriegsdienste für fremde Rechnung leisten können. Dafür allerdings sind sie sehr gut zu brauchen, wenn man sie bezahlt, und dazu sind sie auch immer gern bereit, wenn die Bezahlung reichlich ist. Denn hinter dem Gelde laufen sie alle her. Um Geld zu bekommen, verdingen sie sich heute an den König von Frankreich, morgen an den von England, übermorgen an den Herrn von Mailand und überübermorgen an die Republik Venedig. Ist es doch sogar vorgekommen — die Beweise liegen urkundlich im Pariser Archiv —, daß eine ganze Koalition westdeutscher Fürsten, geführt von König Adolf von Nassau, unter Bruch der geschworenen Eide und trotz empfangener Hilfgelder den König von England im Stiche ließ, als der Franzose mehr zahlte.

Die Geldgier und Käuflichkeit dieser Herren ist draußen sprichwörtlich. Daß die Königswahlen seit dem Aufkommen der Kurfürsten ein Markt waren, auf dem die einzelne Stimme ihre Preis hatte, wußte jedermann. So hat man in Frankreich ein halbes Jahrhundert lang allen Ernstes das Ziel verfolgen können, einen Prinzen des eigenen Königshauses in Deutschland wählen zu lassen, nicht weil Deutschlands Krone so begehrenswert war, sondern weil man auf diesem Umweg am einfachsten zum Kaisertum und zur Beherrschung Italiens gelangen konnte. Daß es möglich sei, daran zweifelte niemand, wenn nur genug Geld darangewendet wurde. Gegenüber dieser Niedrigkeit wirkt es schon beinahe wie staatsmännische